

## Die Enkel der Wanderapostel

Papst Gregor der Große hat einmal in einer Bischofsversammlung in Rom gesagt: „Siehe, die Welt wimmelt von Priestern, aber nur selten sieht man einen Arbeiter in Gottes Ernte“ (PL 76, 1139). Gregor hat das als Kritik an den in den Sorgen der Administration aufgehenden Bischöfen seiner Zeit verstanden. Er hat sich selbst eingeschlossen. Vor lauter Verwaltungsarbeit fänden die Bischöfe keine Zeit mehr, das Evangelium zu verkünden.

Das Eigentümliche an dieser päpstlichen Predigt vor Bischöfen ist, daß sie die Auslegung einer Herrenrede aus dem Evangelium darstellt, die keineswegs an Leiter großer Ortsgemeinden, die außerdem in der Not ihrer Zeit noch weitgehend die weltliche Administration ihrer Ortschaften mitübernommen haben, gerichtet ist, sondern an 72 Jünger, die ohne Geldbeutel, Vorratstasche und Schuhe als Missionare wie Schafe unter die Wölfe der Welt auf Wanderschaft geschickt werden (Lk 10, 1–9). Liest man die Predigt einmal unter dieser Rücksicht, dann wird einem auch deutlich, wie schwer der große Papst sich mehrfach tut, den Zusammenhang zwischen den Jesusworten an seine Wanderprediger und den Berufspflichten der Bischöfe von Latium herzustellen. Und doch legt er offenbar Wert darauf, sich und seine Bischofskollegen an den Wandercharismatikern der Jesusbewegung zu messen.

Die folgenden Überlegungen stehen unter dem Stich-

wort „Wir Jesuiten und der Papst“. Mir ist dabei allein die Aufgabe gestellt worden, über die ekklesiologischen Voraussetzungen dieses Themas zu sprechen, und zwar nach Möglichkeit von den biblischen Texten her. Mir scheint, wir geraten damit unmittelbar in jenes Spannungsfeld hinein, das ich am Beispiel einer Predigt Papst Gregors des Großen kenntlich gemacht habe.

*Die Wiederkehr des Wandercharismas*

So ortsansässig die „Gesellschaft Jesu“ heute weithin geworden ist, sie muß sich trotzdem jenen Bewegungen der Kirchengeschichte zuordnen, die man als die Wiederkehr des jesuanischen Wandercharismas bezeichnen muß.

Denn die Anfänge der Kirche in Palästina und darüber hinaus waren bestimmt von einer lebendigen und dialektischen Beziehung zwischen umherziehenden Wandercharismatikern und den entstehenden und sich vermehrenden Ortsgemeinden. Die Bezeichnungen der Wanderer sind unwichtig. Von der in 1 Kor 12,28 genannten, wohl schon vorpaulinischen Trias „erstens Apostel, zweitens Propheten, drittens Lehrer“ scheinen nach den ältesten Zeugnissen nur die Apostel – die historisch nicht mit Lukas auf die „Zwölf“ beschränkt werden dürfen – eigentliche Wandermissionare gewesen zu sein, während die Propheten und Lehrer in Ortsgemeinden lebten und die entstehende örtliche Gemeindeleitung, die sich später in die Trias „Bischof, Presbyter und Diakon“ kristallisierte, sich gerade aus ihnen rekrutierte. Doch ein halbes bis ganzes Jahrhundert später bezeugt die Zwölfapostellehre uns eine Christenheit, in der auch die Propheten und Lehrer auf Wanderung sind. Sie verwirklichen ebenfalls in ihrem

Leben *tous tropous Kyriou* „die Lebensweise des Herrn“ (Didache 11, 8). Denn auch Jesus war ja während seines irdischen Lebens von Ort zu Ort gezogen. Das eigentliche Proprium der Wandercharismatiker war die Wortverkündigung.

Doch nahm die Zahl der Wandernden nicht ständig zu. Irgendwann hörten die Gemeinden auf, Missionare = Wanderapostel auszusenden. Auch das prophetische Charisma starb aus. Die Lehrer wurden zum Klerus. Und so entstand das Problem, ob das Wort noch angemessen verkündet werden konnte. Angemessen meinte: nicht nur durch Rede, sondern auch durch das Leben.

Ich sehe in bestimmten kirchengeschichtlichen Erscheinungen geistgewirkte Versuche, die ursprüngliche beweglich-stabile Doppelstruktur der Kirche wiederzugewinnen. Fraglich scheint es mir, ob das Mönchtum als solches hier eingeordnet werden darf. Wohl aber gehört zweifellos die irische Mönchsperegrinatio, der auch unsere Länder die Bekehrung zum Glauben zu verdanken haben, in diesen Zusammenhang. Dann zweifellos die Bewegung der *vita apostolica* im zwölften Jahrhundert, deren bedeutendste und strahlendste Frucht die franziskanische Bewegung ist, und schließlich zu Beginn der Neuzeit der ignatianische Impuls, dem wir Jesuiten unseren Ruf verdanken und mit dem überhaupt die neuzeitliche Ordensbewegung und die von ihr getragene Weltmission zusammenhängen.

Nun gibt es wenige Gruppen in der Kirche, die bei aller betonten Bindung an Papst und Kirche doch zugleich von einer solchen Angst vor Ämtern besessen sind wie wir. Wir legen ein Gelübde ab, niemals zur Hierarchie gehören zu wollen und uns mit Händen und Füßen zu wehren, wenn man uns in sie hineinholen will. Wir leiden darun-

ter, wenn unser jetziger Papst noch mehr als seine Vorgänger die Besten von uns herauspickt und durch seinen Befehl zu Bischöfen macht. Unser Orden hat das Gelübde, kirchliche Ämter zu verabscheuen, zwar nicht erfunden, aber die anderen Gruppen, in denen es das gab, sind unbedeutend geblieben.

Meines Erachtens ist eine derartige Einstellung zu dem, was doch eigentlich nicht eine Würde oder ein Amt, sondern reiner Dienst am Volk Gottes sein sollte, letztlich überhaupt nur aus einem eindeutigen und andersgerichteten Charisma zu rechtfertigen. Und es ist sogar nur zu rechtfertigen, wenn von der Grundstruktur der Kirche her die nicht an eine Ortsgemeinde gebundenen Evangelisten gegenüber den Christen in den Gemeinden und den sie weidenden Hirten eine ursprünglich selbständige Größe sind. Ich meine, daß das der Fall ist. Wir müssen bedenken, was das bedeutet und was es heute insbesondere bedeuten könnte. Das ist im folgenden das erste Thema.

Es führt in ein Paradox. Denn als Erben von der Orts-hierarchie gegenüberstehenden Wanderaposteln lassen wir uns nun doch von der Spitze der stabilen Kirchenhierarchie, dem Papst, in unsere Arbeit einweisen. Ja, wir binden uns für unsere apostolische Tätigkeit an den Papst durch ein eigenes Gelübde. Was ist der Sinn dieses besonderen Gehorsamsverhältnisses von Menschen, die vom Ansatz her gerade schweifende Wanderer sein sollen? Das ist unser zweites Thema. Es geht dabei nicht um die faktisch bei Ignatius und seinen ersten Gefährten ins Bewußtsein getretenen Gründe und um damalige Zwänge, die vielleicht auch rein zufällig die Entwicklung mitbestimmten, sondern um die Frage, ob es eine Notwendigkeit gibt, die in der Sache selbst liegt.

Auf der Basis dieser beiden Überlegungen muß es schließlich auch gewagt werden, die Möglichkeit von Konflikten zwischen Wanderapostel und Ortshierarchie ins Auge zu fassen. Wie müßten wir mit unserem besonderen Verhältnis zu Papst und Kirche umgehen, wie es sehen und wie uns darin verhalten, wenn es zu Konflikten kommt?

*Der Eigencharakter des Wanderapostolats*

Wir kommen hier nicht daran vorbei, uns kurz Gedanken über die Entstehung der Kirche zu machen.

Wenn es erlaubt ist, etwas zu vereinfachen, so dachten die Generationen unserer Väter in einem äußerlich an die Petruseinsetzungsgeschichte von Mt 16 angelehnten Modell. Nach ihrer Vorstellung hatte Jesus während seines Lebens die später aus Ortsgemeinden zusammengesetzte und von einer Hierarchie verwaltete Kirche gewissermaßen vorgeplant und die unentbehrlichen ersten Stiftungsakte juristischer Art vollzogen, vor allem die Einsetzung des Petrus. Die Berufung, Belehrung und erste Aussendung von Jüngern, wovon wir in den Evangelien lesen, war dann eine Art Einführung der späteren Amtsträger in ihre Aufgabe.

Bei diesem Denkmodell gab es keinen Ansatz für die Existenz der späteren Wanderapostel. Vielleicht waren sie in einem kurzen Zwischenstadium sinnvoll, bis die Gemeinden an den bedeutenderen Orten gegründet waren. Aber einen Grund für eine definitive Dualität von Wanderrern und kirchlicher Hierarchie gab es nicht. Diese Vorstellung vom Ursprung der Kirche wird heute als historisch nicht haltbar betrachtet.

Inzwischen hat sich, halb bewußt, halb unbewußt, ein anderes Vorstellungsmodell breitgemacht. Nach ihm ist die Kirche das Ergebnis von Ostern. Was der historische Jesus tat und wollte, ist deshalb irrelevant. Wir wissen es vielleicht auch gar nicht so genau. Die Kirche ist dann die Gemeinschaft derer, die von Gott die Gnade erhielten, den hingerichteten Jesus als den zur Rechten Gottes erhöhten Herrn zu glauben. Dies ist theologisch zweifellos richtig und läßt sich breit aus dem Neuen Testament belegen. Doch die Frage ist, ob es auch als historische Aussage zutrifft. Wenn es eine historische Aussage ist, dann gab es vor Ostern nichts, was man als „Kirche“, wenn auch in einem vorösterlichen Sinn, bezeichnen könnte. Vielleicht mag die Mahlgemeinschaft Jesu mit den Jüngern und mit den Zöllnern und Dirnen eine Art Vorgestalt der späteren Kirche gewesen sein. Doch im ganzen ist die Rede von der Kirche vor Tod und Auferstehung sinnlos. Nach Ostern aber war die Kirche sofort voll da.

Zum Aufkommen dieser Vorstellung vom Anfang der Kirche trugen verschiedene Entwicklungen bei, etwa die formgeschichtliche Betrachtungsweise, die mit der historischen Rückfrage aus methodischen Gründen bei den frühen Gemeinden Halt machte, die sogenannte Kerygma-Theologie und die Neigung vieler Dogmatiker, die Christologie (und erst recht dann die Ekklesiologie) von der Auferstehung Jesu her zu entwickeln.

Auch in diesem Denkmodell kommen Wandercharismatiker allenfalls als kulturgeschichtlich erklärbare Randfiguren vor. Auch hier ist der Jüngerkreis Jesu, insoweit er überhaupt etwas mit Kirche zu tun hat, sofort für die Ortskirche beschlagnahmt. Er ist deren zu Jesu Lebzeiten einzig mögliche Vorwegnahme. Daß Jesus und seine Jünger keinen festen Wohnort hatten, bleibt irrelevant. Dies

und anderes führt offenbar dazu, daß in unseren Jahren zumindest bei manchen Neutestamentlern die Überzeugung wächst, wir müßten auch dieses Modell aufgeben und nochmals von neuem über den Anfang von Kirche nachdenken.

Tun sie dies, dann stellt sich immer mehr die Notwendigkeit heraus, das Stichwort „Israel“ einzuführen. Die nach Ostern sich langsam formende Kirche der an Christus Glaubenden ist zwar etwas Neues, ja Neuartiges, Eschatologisches. Aber zugleich ist sie dann, wenn Jesus auftritt, auch wieder längst vorhanden und vorgegeben. Sie ist eine Weiterführung und Weiterentwicklung der Größe „Israel“. Jesus mußte gar keine neue Gemeinschaft von Glaubenden planen und stiften, weil Israel längst da war. Es ging darum, das vorhandene und doch zerstreute Israel wieder zu sammeln. Das mit sich selbst nicht mehr identische alte Israel mußte in seine für die Endzeit verheißene, wahre Wirklichkeit hineingerufen werden.

Daß dies faktisch auf die Dauer nicht ohne eine Scheidung in Israel vor sich ging und infolgedessen später auch zu einer Ausweitung des Gottesvolkes in die Welt der Völker hinein führte, ist ein Sachverhalt, dem hohe Bedeutung zukommt, der aber hier von unserer Hauptüberlegung wegführen würde. Diese besagt einfach, daß Jesus, als er das Kommen der Gottesherrschaft ausrief, seinen gesellschaftlichen Ansprechpartner längst hatte: das faktische Volk Israel. Zu dessen verlorenen Schafen wußte er sich gesandt – wobei vorausgesetzt ist, daß ganz Israel überhaupt nur aus verlorenen Schafen bestand.

Er trat Israel gegenüber, wie vorher die Propheten Israel gegenübergetreten waren, wenn seine Kunde auch die der Propheten definitiv überragte. Wie viele von ihnen war er heimatlos, familienlos, besitzlos und zog wan-

dernd umher, nur für seine Botschaft lebend. Und so auch die Menschen, die er aus ihren normalen Lebensbezügen herausriß, indem er sie, wie weiland Elija den Elischa, aufforderte, ihm nachzufolgen und mit ihm zu ziehen. Das war nicht ein Lebensstil, in den er alle Menschen hineinrufen wollte – so wie etwa ein kynischer Wanderphilosoph, falls er das, was er sagte, ernst meinte. Vielmehr war es der von der Sache geforderte Lebensstil derer, die Israel vom Schlaf aufwecken und ihm die Gottesherrschaft vor Augen stellen sollten.

Israel gab es. Es wohnte in seinen Dörfern und Städten. Sie mußten deshalb umherziehen und überall, wohin sie kamen, Heilung, Versöhnung, Hoffnung und neues Leben bringen. Näheres darüber kann man vor allem in den Jüngeraussendungsreden der synoptischen Evangelien lesen. Diese setzen das schon existierende Israel voraus.

Sie spiegeln die Vorgänge zu Lebzeiten Jesu ebenso wie die nach seinem Tod. Nach Jesu Hinrichtung setzten seine Jünger ihre Wanderexistenz zugunsten von Israel fort, nunmehr im Namen des erhöhten Kyrios Jesus. Die Loslösung der späteren Kirche von der jüdischen gesellschaftlichen Realität ging nur ganz allmählich vor sich. Die Urgemeinde der Apostelgeschichte, die dort sofort als geschlossene Wirklichkeit auftritt, ist mindestens teilweise ein literarisch konstruiertes Urbild für die späteren Gemeinden, die Lukas in seiner eigenen Zeit vor Augen hatte, und selbst in der Apostelgeschichte wird zwischen den Zeilen noch vielfach deutlich, daß die ersten Christen Israeliten unter Israeliten waren, sich nur durch ihren Glauben an Jesus von ihnen abhebend. Die wandernden Jesusjünger betrieben also das weiter, was sie schon mit Jesus zusammen getan hatten, die Sammlung und Erneuerung Israels.



Selbst als dann in Palästina und darüber hinaus eigene christliche Gemeinden gebildet werden mußten, verstanden diese sich nicht als etwas anderes, sondern als das wahre Israel, und auch sie lebten aus der Wortverkündigung der Wandercharismatiker, die weiterhin umherzogen und in den Gemeinden einkehrten. Die „Zwölf“, die durch ihre Zahl symbolisch auf Israel als die ihnen zugeordnete Größe hinwiesen, waren offenbar bald unter den Wanderern. Erst der Herrenbruder Jakobus dürfte der erste uns sichtbar werdende Repräsentant einer in einer ortsansässigen Gemeinde nun sich herausbildenden Autorität anderer Art sein.

Viele Neutestamentler nehmen heute an, daß gerade die sogenannte Logienquelle (also die wichtigste Sonderquelle von Mt und Lk gegenüber Mk) von frühchristlichen Wandercharismatikern tradiert worden ist. Doch dürfte für den Markusstoff und das andere synoptische Traditionsmaterial ähnliches gelten. Auch könnte mindestens zum Teil die Vermutung von Harnack zutreffen, daß die nicht an eine bestimmte Gemeinde gerichteten „katholischen Briefe“ aus der Feder von Wandercharismatikern stammen.

Die Kirche, das sich in seine christliche Gestalt verwandelnde Gottesvolk Israel, lebte aus jener Ur dualität, die schon zu Lebzeiten Jesu in Anlehnung an das alte Gegenüber Israels zu seinen Propheten grundgelegt worden war und die darin bestand, daß der in Ortsgemeinden lebenden messianischen Gesellschaft Gottes ihre umherziehenden charismatischen Kunder gegenübertraten.

Wir kommen als Jesuiten kaum daran vorbei, diese Dualität als die Voraussetzung unseres Selbstverständnisses zu betrachten. Die „Exerzitien“ und die Frühgeschichte unseres Ordens zwingen uns geradezu zu dieser

Sicht. Die wandercharismatische Existenz wurde von Ignatius von Loyola zunächst so wörtlich verstanden, daß er sich seine und seiner Gefährten Nachfolge Jesu nicht anders als in der Gestalt des predigenden Umherziehens im Heiligen Land vorstellen konnte.

Wenn dies aber so ist, dann erscheint mir vor allem eines wichtig: Das Gegenüber der Wandercharismatiker ist ein „Volk“. Was damit gemeint ist, wird vielleicht deutlicher, wenn wir dafür unser Wort „Gesellschaft“ einsetzen. Israel sollte als das Volk Jahwes eine andere, sich von den gesellschaftlichen Verwirklichungen der Weltvölker abhebende, neue Gesellschaft sein, die vom einen und wahren Gott in seiner Welt endlich in Gang gesetzte richtige und heile Gesellschaft.

Von diesem Anspruch gingen auch die frühen christlichen Gemeinden nicht ab. Sie sahen sich im Gegensatz zur „Welt“, das heißt zur allgemeinen Gesellschaft mit ihren unheilträchtigen Strukturen. Durch die Taufe, den Eintritt in die Kirche, wurde man dieser Welt der Sünde entnommen und in den Leib Christi, den Tempel Gottes, die Gemeinde der Heiligen eingefügt. Die Gemeinde war mehr als eine Instanz, die Lebenssinn zusprach und diejenigen, die nach solchem verlangten, an kritischen Punkten ihres Daseins durch besänftigende Riten über die Angst vor dem Nichts hinweghob. Sie war nicht ein religiöses Subsystem innerhalb eines umfassenderen gesellschaftlichen Gesamtsystems. Sie war selbst ein Gesamtsystem, das als Kontrastgesellschaft gegen die allgemeine Gesellschaft stand – bei allen Kontaktstellen im konkreten Einzelleben.

Die Christen betrachteten sich noch jahrhundertlang als das *tertium genus*, das „dritte Volk“, die „dritte Gesellschaft“. Durch diese Bezeichnung stellten sie dem ersten

genus, den Griechen, die alle Gesellschaften der Völkerwelt symbolisierten, und dem zweiten genus, den Juden, also der am Sinai gestifteten Gesellschaftsordnung, sich selbst als die aus der Weisung der Bergpredigt lebende, messianische und eschatologische Gesellschaft gegenüber. Ihre Glieder hatten nicht ein irdisches, sondern ein himmlisches Bürgerrecht. Die für sich selbst gewissermaßen gesellschaftsenthoben lebenden christlichen Wanderapostel und -propheten führten ihre schwebende Existenz gerade deshalb, um in der Lage zu sein, ganz der Stiftung der neuen Gesellschaft zu leben.

Springen wir von da ins Heute. Nur noch wenige Kirchenrechtler wagen hinter vorgehaltener Hand die frühere These von der Kirche als einer „societas perfecta“ zu äußern, einer alles für sie Notwendige umgreifenden Gesellschaft. Im allgemeinen reden wir ganz anders. Die von Päpsten, Bischöfen und Professoren verkündete „christliche“ Soziallehre predigt, im ganzen selbstverständlich erfolglos, die Mächtigen der Weltgesellschaft an, nicht die Christen selbst. Diese sind für so etwas wie Gesellschaft nicht mehr direkt zuständig. Die Kirche ist nur noch ein religiöses Subsystem der allgemeinen Gesellschaft. Sie bietet für Sinnvermittlung und Tröstungsrituale eine Art von offenem Service an und freut sich, wenn möglichst viele ihn in Anspruch nehmen. Der Rest des Lebens der Menschen wird in anderen Subsystemen der Gesellschaft verwaltet und gesteuert und geht die Kirche nichts an. Die Idee, zu unserer Gesellschaft könne es eine Kontrastgesellschaft geben, haben wir uns von Umweltschützern, Grünen und Alternativen entwinden lassen. So gern die Kirche seit dem Konzil vom „Gottesvolk“ redet, sie ist dabei, den Anspruch aufzugeben, ein Volk zu sein.

Nicht alle schlucken das. Es paßt den ganz Konservati-

ven nicht, es paßt offenbar auch nicht ihrem Gegenpol, etwa der Basisgemeindenbewegung und den Befreiungstheologen. Beide Gruppen formulieren ihre Kritik allerdings oft sehr mißverständlich.

Auch an uns, die Enkel der Wandercharismatiker, stellt sich die Frage, wie wir auf die Entwicklung reagieren. Vom Ursprung unserer Berufung her sind wir einem wirklichen Gottesvolk zugeordnet. Gerade in unserer Andersartigkeit sollten wir ihm den Ruf von den neuen und alternativen Prinzipien zurufen, auf denen die Gesellschaft Gottes aufgebaut werden muß.

Vermutlich kam es in der Kirchengeschichte immer dann zur Neubelebung des urchristlichen Wandercharismas, wenn die Kirche anfang, ihren Charakter als Kontrastgesellschaft aufzugeben. So wird, glaube ich, in den kommenden Jahren auch für uns selbst viel davon abhängen, ob wir es ablehnen oder nicht, uns in den Anpassungsprozeß der Kirche an die moderne Gesellschaft hineinziehen zu lassen.

Manche werfen uns ja auch vor, wir gehörten zu seinen Hauptbetreibern. In der Tat werden in einer immer mehr administrierten Kirche gar viele Kräfte gebraucht, etwa im Bildungswesen oder in der sogenannten ordentlichen Seelsorge. Sogar außerhalb des eigentlich Kirchlichen verlangt man immer mehr nach uns, in den Medien, in der Fürsorge, in der Wissenschaft und in der Beratung der Staatsmänner. Und wir geben all dem immer mehr nach und bezeichnen das ganze als Kirchlichkeit oder Weltdienst. Müßten wir nicht doch die Unverwurzelten, Uneingefügten und Umherziehenden sein, die gerade aus ihrer Distanz noch wissen könnten, wie Kirche eigentlich aussehen muß?

## *Die Wanderapostel und ihr Papst*

Die nun folgenden beiden Überlegungen sind nur sinnvoll unter der Voraussetzung, daß dies alles nicht so weiterläuft und daß wir das Erbe der Wanderapostel zu wahren gewillt sind.

Selbstverständlich war der Dualismus von Wandercharismatikern und ortsansässigen Gemeinden da, wo er in Ordnung war, nicht ein Gegensatz, sondern Zuordnung. Die Gemeinden lebten von der Verkündigung der Wanderer. Die Charismatiker konnten Haus und Äcker, Brüder und Schwestern, Mutter, Vater und Kinder um Jesu und des Evangeliums willen verlassen, weil sie dafür in allen Gemeinden, zu denen sie kamen, hundertfach Häuser und Äcker, Brüder und Schwestern, Mütter und Kinder als die ihren vorfanden. Nur dieses sie umfangende „Volk Gottes“ ermöglichte es, daß sie um des Evangeliums willen alles aufgaben.

Auch die Wanderexistenz selbst war keineswegs unabhängig von den stabilen Gemeinden. Zumindest Apostel, das heißt offizieller Missionar, scheint man nur geworden zu sein, wenn man von einer Gemeinde auf den Weg geschickt wurde. Das legt zumindest Apg 13, 1–3 nahe, der Bericht von der Aussendung von Barnabas und Paulus durch die Gemeinde in Antiochia. Allerdings begründet Paulus selbst sein Apostelsein einfach in der ihm zuteil gewordenen Erscheinung des Auferstandenen (Gal 1). Aber beides schließt sich wohl gar nicht aus.

Trotzdem erscheint es überraschend, daß im Jesuitenorden das apostolische Wandern gerade an die Sendung durch den Papst gebunden wird. Er ist zweifellos der markanteste Exponent des Systems der stabilen Ortskirchen.

Als Jesus noch lebte, war er das gottgesetzte Zentrum des eschatologischen Israel. Er war nicht ortsansässig. Er zog in Israel umher. Er sammelte andere Menschen als Jünger um sich und nahm sie auf den Weg mit.

Auch in der ersten Generation nach Jesu Tod lag das Schwergewicht der Kirche bei den Wandernden. Petrus und – für den Bereich der von ihm gegründeten Gemeinden – dann auch wieder Paulus waren die Zentren. Beide wanderten. Ob Petrus am Ende in Rom noch so etwas wie ein lokaler Bischof geworden ist, bleibt dunkel. Für Paulus ergibt sich aus den Pastoralbriefen der Eindruck, daß er die von ihm gegründeten Kirchen für die nächste Generation so mit Führungskräften ausstattete, daß sie nicht mehr von einem Wanderapostel abhingen – wie das ihm gegenüber der Fall war. Doch könnte hier auch die Praxis der übernächsten Generation sich spiegeln und Paulus selbst hätte eine solche Stabilisierung seiner Gemeinden vielleicht eher versäumt.

Doch im ganzen wuchs die Zahl der Ortsgemeinden, und in sich selbst wurden sie stabiler und strukturierter. Sicher haben dabei auch die synagogalen Strukturen und Amtsmuster griechischer Religionsvereine Vorbilder abgegeben, doch spricht vieles in den Zeugnissen dafür, daß auch ganz eigene Entwicklungen stattfanden.

Vor allem scheint man doch oft für die lokalen Leitungsaufgaben gerade Männer gewählt zu haben, die das Charisma des Propheten oder des Lehrers besaßen. Und warum nicht auch „Apostel“, die in einem solchen Fall natürlich ihr Wanderleben aufgeben mußten?

Das macht es verständlich, ja sogar sinnvoll, daß sich das Zentrum der Kirche von den geistgetriebenen Wanderern auf die lokalen Autoritätsträger verlagerte und selbst stärker die Gestalt von Autorität annahm.

Diese faktische und bestimmt auch notwendige Entwicklung macht es auch schon in einem gewissen Umfang verständlich, daß der Jesuitenorden, eine nochmals viel spätere Gestalt des Wandercharismatikertums, sich vom Papst, der Spitze der ortsfesten Kirche, in seine Wege und Arbeiten einweisen läßt.

Aber wir müssen noch einmal etwas genauer zusehen. In jüngerer Zeit haben ja die einzelnen Ortskirchen und mit ihnen auch die Ortsbischöfe wieder größere Bedeutung gewonnen – sicher größere als im vergangenen und in diesem Jahrhundert, aber unter mehreren Rücksichten auch größere als im sechzehnten Jahrhundert. Müßte dann nicht folgerichtig die Bindung des Ordens an den Papst in eine Bindung des Ordens an alle Bischöfe verwandelt werden?

Es gibt ja auch Tendenzen, das zu tun – sowohl bei manchen Mitjesuiten als auch bei vielen Bischofskonferenzen. Auch der jetzige Papst scheint von seiner Heimat her solche Gedanken mitzubringen.

Doch gibt es gegen diese Sicht und Entwicklung im Jesuitenorden zugleich eine Abwehrreaktion. Sie scheint nicht einfach konservativer Bewegungsscheu zu entspringen. Viele von uns scheinen es als wirklichen Verlust an der ursprünglichen Sache des Ignatius von Loyola zu empfinden, wenn für unseren Orden das Gewicht vom Papst auf die lokale Hierarchie verschoben wird. Ich glaube, hier wird etwas Richtiges gesehen.

Es gibt einen besonderen Zusammenhang zwischen den Wandercharismatikern und dem Zentrum der Gesamtkirche. Er hat mit Gesichtspunkten wie „Einheit“ und „Universalität“ der Kirche zu tun.

Der frühe Kirchenbegriff, etwa bei Paulus, war zweischichtig. Die örtliche Gemeinde war die wirkliche und

volle Gottesversammlung, war die Kirche. Doch zugleich kam der Gesamtheit aller Ortsgemeinden der Titel Gottesversammlung, Kirche, zu. Wieso konnte man ehrlicherweise diesen doppelten Kirchenbegriff gebrauchen? Wie war es möglich, daß die vielen Gemeinden sich nicht wie ein Sternennebel auseinanderbewegten in immer größere gegenseitige Distanz hinein? Wie entstand und blieb zwischen ihnen eine solche Gemeinsamkeit, daß sie zusammen doch nur die eine Kirche waren? Wie kam es, daß sie nicht aufhörten, das gleiche zu glauben, ihre Gnadengaben miteinander auszutauschen, ja überhaupt voneinander zu wissen und sich gegenseitig zu helfen?

Schon zu Beginn unseres Jahrhunderts hat Harnack die Meinung geäußert, daß all dies eigentlich durch das Wandercharismatikertum geleistet wurde. Die Wanderapostel verkündeten an allen Orten, wohin sie kamen, die gleiche Botschaft und Lehre. Sie erzählten, wie es die anderen Gemeinden machten und wie sie mit den gleichen Problemen umgingen. Sie hielten das Bewußtsein von der Universalität und von der Einheit der Gesamtkirche lebendig. Deshalb war es auch normal und nicht etwa ungewöhnlich, daß Petrus, von Jesus her und auf jeden Fall in der ersten Generation das eigentliche Symbol der Gesamtkirche, nicht ein Ortsbischof, sondern ein Wanderer war.

Später ergaben sich andere Wege, die Einheit und Universalität der Kirche zu sichern. Die Kirche von Rom erhielt den Vorrang in der Liebe. Die Orts Bischöfe kamen in Bischofsversammlungen und Konzilien zusammen und faßten gemeinsam Beschlüsse. Schließlich kam es in Rom zu einer ortskirchenübergreifenden Kirchenregierung und Kirchenverwaltung.

Aber all dies stellt schon eine zweite, ja dritte und vierte Gestalt dar für die Sicherung der Universalität und Ein-



heit. Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe mußte es wohl zu der jetzt verwirklichten Form kommen. Man wird aber nicht übersehen dürfen, daß sie gewaltige Risiken enthält. Bei sich durchsetzender einheitlicher Administration der Gesamtkirche liegt es so nah, daß sich Verhaltensfiguren und Organisationsmuster durchsetzen, die für die Gesellschaft der Welt, nicht für das Volk Gottes typisch sind.

Sollen im Volk Gottes nicht die Ersten die Diener aller sein? Ist dort der Geist nicht über alle ausgegossen und darf nicht ausgelöscht werden? Müßte nicht jedes kirchliche Handeln der freien Einmütigkeit entspringen, die aber nur in kleinen und überschaubaren Gemeinden zustande kommen kann?

Derartige Fragen müssen hier nicht mit letzter Konsequenz durchdiskutiert werden. Wir können ruhig zumindest eine grundsätzliche Legitimität der jetzigen Gestalt der Einheitssicherung der Gesamtkirche durch von Rom ausgehende Administration annehmen. Aber selbst wenn man das, zumindest für die „römisch-katholische Kirche“, tut, muß man fragen, ob diese Art der Zusammenführung des Gottesvolkes nicht einer Ergänzung bedarf, die das Positive früherer kirchlicher Gestalten der Einheitssicherung einbringt.

Muß die Administration nicht notwendig ergänzt werden durch Verkündigung aus der freien Berufung durch den Geist und für die Einheit und Universalität gelebte Existenz? Konkret: Auch wenn der Papst als einheitsstiftender Punkt der Gesamtkirche selbst zugleich die stabile Spitze einer Ortskirche ist – braucht er nicht weiterhin die apostolischen Wanderer, die frei von der Bindung an einen bestimmten Ort und eine bestimmte Gemeinde für alle Gemeinden da sind und gerade im Hinblick auf die

*Wenn sich die Wanderapostel nicht mehr verstanden fühlen*

Gesamtkirche und ihre Einheit von ihm frei überallhin gesendet werden können? Und umgekehrt: Müssen diejenigen, deren Charisma von seiner Art her der Glaubensstiftung an allen Orten zugeordnet ist, nicht notwendig eine besondere Beziehung gerade zu dem kirchlichen Amt haben, das gesamtkirchlich und nicht nur ortskirchlich orientiert ist?

Daraus folgt, daß wir unsere Bindung an den Papst nicht einfach in eine Bindung an die Gesamtkirche und die jeweilige Ortskirche uminterpretieren dürfen. Auch wenn es uns mit einem bestimmten Papst schwer wird – er allein bleibt der Punkt, an dem unser besonderes Verhältnis zur Kirche konkret wird. Das folgt also unmittelbar aus unserer wandercharismatischen Berufung.

*Wenn sich die Wanderapostel nicht mehr verstanden  
fühlen*

Läßt sich aus den Zeugnissen des kirchlichen Anfangs auch etwas über unsere Zukunft sagen? Läßt sich insbesondere Weisung einholen für den Fall, daß es zwischen der stabilen Ortskirche und neuzeitlichen Gestaltwerdungen des alten Wandercharismas zu Spannungen kommt?

Die Nachrichten über das Wandercharismatikertum der frühen Kirche sind nicht allzu zahlreich. Eigentlich hat erst die Veröffentlichung der nur noch in einer einzigen Handschrift erhaltenen Zwölfapostellehre durch Bryennios, den orthodoxen Erzbischof von Nikomedien, im Jahre 1883 uns Sicherheit darüber gebracht, daß es sich um eine bis tief ins zweite Jahrhundert hinein lebendige Institution der Kirche handelt.

Die Spärlichkeit der Nachrichten ist auch leicht erklär-

bar. Die Ortskirchen entwickelten sich immer mehr, und die ganze Aufmerksamkeit verlagerte sich auf sie. Die wandercharismatische Tradition dagegen wurde vom zweiten Jahrhundert ab vor allem durch gnostische und häretische Gruppen aufgegriffen und ausgebeutet. So erlosch das Interesse an den ursprünglichen Trägern der christlichen Wortverkündigung und Mission zeitweise fast völlig.

Trotzdem sind wir mit unserer Frage nach Hinweisen auf eine mögliche Zukunft gar nicht so schlecht gestellt. Es gibt eine Textgruppe, in der sich sehr viel vom wandercharismatischen Impuls niedergeschlagen hat: die synoptischen Evangelien, wenn sie von den Jüngern Jesu und von der Jüngerbelehrung durch Jesus erzählen.

Hier ist trotz der Verdrängung der Erinnerung an die Wanderapostel alles Wesentliche erhalten geblieben, weil diese Schriften im zweiten Jahrhundert schon heilig und unberührbar geworden waren. Zwar wurden sie neu gelesen und deshalb in ihrer Brisanz selten durchschaut. Die Jünger Jesu galten, wie im übrigen schon in redaktionellen Deutezusätzen bei Lukas und Matthäus selbst, recht bald als Urbilder aller Christen, oder sie galten als die unmittelbaren Vorläufer der lokalen kirchlichen Amtsträger. Doch das war darübergerlegte Deutung, und vom unveränderten Text her konnte später dann immer wieder der ursprüngliche Sinn verstanden werden, wenn in der Begegnung mit den Texten neue wandercharismatische Bewegungen in der Kirche entstanden.

Bei Ignatius von Loyola ist der Bezug gerade zu den synoptischen Evangelien mit Händen zu greifen. Das gilt vor allem auch vom Exerzitienbuch, durch das wir uns ja in unser Charisma einweisen lassen. Zwar wird dort dem synoptischen Stoff durch die hermeneutischen Betrachtungen

tungen vom Ruf des Königs und von den zwei Bannern ein sachfremdes militärisches Deutungsmuster hinzugefügt. Aber dieses läßt sich übersetzen und mußte auch an anderen Stellen des Neuen Testaments, weil es vom Alten Testament her ebenfalls vorhanden war, schon übersetzt werden. Im ganzen wird der Exerzitiant in den Geistlichen Übungen doch einfach in die ursprüngliche Jüngersituation hineingestellt. Unverhüllt tritt die Frage an ihn heran, ob er bereit ist und sich berufen weiß, alles zu verlassen, mit Jesus zu wandern und ihm bis zum Tod am Kreuz nachzufolgen. Daher können wir an den synoptischen Evangelien die deutlichsten Weisungen für unsere Zukunft ablesen.

Unsere Lage dem Papst gegenüber entspricht der Lage der Jünger gegenüber Jesus nicht in allem, aber teilweise. Jesus hat die Jünger berufen und gesendet. Der Papst hat uns nicht berufen, aber er sendet uns. Er sendet uns mit Recht, weil er eine besondere Verantwortung für das über die ganze Erde zerstreute Volk Gottes hat, die auch nicht durch Regieren und Administrieren allein einlösbar ist, und wir bieten uns ihm aufgrund des Rufs, der von Gott her an unseren Vater Ignatius, an die ganze „Gesellschaft Jesu“ und an jeden einzelnen in ihr ergangen ist, zu solcher Aussendung an.

Darin, ein solches Angebot zu übersehen oder zu beneützen, ist er sicher nicht frei. Sein ihm gegebenes Amt erlaubt ihm nicht, etwas zu verspielen, was Gott ihm in der geistgewirkten Geschichte der Kirche zugespielt hat. Aber auch als Träger eines solchen Amtes bleibt er ein freier Mensch. So kann er auch wieder zu nichts gezwungen werden. Es liegt an ihm, ob und wie er zugreift, wenn ihm ein Angebot gemacht wird.

Doch das ist noch zu abstrakt gesagt. Das Verhältnis

des Ordens zum Papst ist personal und dialogisch, so sehr es zugleich Rechtscharakter hat. So gibt es die weitere Frage, mit welcher Dringlichkeit wir uns dem Papst zur „Sendung“ anbieten. Oder sogar: ob wir ihn herausfordern.

Damit meine ich nicht, der Orden oder einzelne Jesuiten müßten dem Papst erst einmal die richtige missionarische Strategie beibringen. Erst recht nicht, wir oder der Einzelne aus uns müßte ihm klarmachen, wen er wohin senden solle. So etwas geht meistens schief. Es ging schon schief, als die Zebedäussöhne Jesus drängten, Feuer und Schwefel auf eine Stadt herabregnen zu lassen. Und es ging schief bei unserem frühen Mitbruder Nikolaus Bobadilla und allen seinen Nachfolgern bis heute.

Den Papst herausfordern – das bedeutet etwas anderes. Im Reich Gottes fordert nämlich nur eines heraus und bewirkt die „Eifersucht“ im Glauben: der Glanz des gelebten Evangeliums. Er allein öffnet dem Gegenüber die Schleusen seiner apostolischen Fantasie. Der Papst kann in dem Maße gereizt werden, uns im eigentlich gemeinten Sinn zu „senden“, in dem er in uns die Wirklichkeit des Jüngerkreises Jesu erblicken kann.

Das führt uns auf das Thema „Jüngerkreis“. Wanderapostolat bedeutet nicht Vereinzelung. Jesus zog mit seinen Jüngern zusammen durch das Land. Selbst wenn er sie für die Mission aufteilte, schickte er sie paarweise vor sich her durch die Dörfer.

Heinz Schürmann hat schon vor zwanzig Jahren einen Aufsatz geschrieben über den „Jüngerkreis Jesu als Zeichen für Israel (und als Urbild des christlichen Rätestandes)“. Seine Hauptthese, die er im Titel eingeklammert hat, halte ich nicht für richtig. Denn der sogenannte Rätestand ist eine spätere Theoretisierung und Rechtsfestle-

gung, die verschiedene neutestamentliche Sachverhalte, nicht nur den Jüngerkreis, zusammenzufassen versucht und auch Lebensgestalten in der Kirche umschließen will, die man nicht so direkt wie unsere „Gesellschaft Jesu“ auf den Jüngerkreis zurückführen kann. So wird man im benediktinischen Kloster viel eher eine Ortsgemeinde sehen dürfen, deren neutestamentlicher Hintergrund die Urgemeinde von Jerusalem in der Apostelgeschichte ist, wenn auch dann mit besonderem Glanz versehen durch den vollen Besitzverzicht aller und das allen gewährten Charisma der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen. Durch die volle Parallelisierung von Jüngerkreis und Rätestand wird Schürmann weder dem Besonderen des Jüngerkreises Jesu noch dem eigentlichen Anliegen der Idee vom christlichen Rätestand gerecht. Trotzdem ist dieser Aufsatz sehr hilfreich. Er hat das große Verdienst, unter Voraussetzung moderner wissenschaftlicher Exegese den Jüngerkreis Jesu als eine Lebensgemeinschaft nachgewiesen zu haben. Die hierfür wichtigen Texte aus den Evangelien sind gut zusammengestellt.

Die gleichen revolutionären Prinzipien, die in den Dörfern und Städten Israels die neue Gesellschaft des eschatologischen Gottesvolkes prägen sollen, werden von Jesus und seinen mitwandernden Jüngern unter den besonderen Voraussetzungen der Heimatlosigkeit, Familienlosigkeit, Besitzlosigkeit und Schutzlosigkeit auf nochmals eigene Weise gemeinsam gelebt. Es gibt auch so etwas wie „Regeln“ für diese messianische Modellgruppe, etwa die Antworten Jesu, die er dann gab, wenn die Jünger sich stritten, wer unter ihnen der erste sei.

Man kann daher die urchristlichen Wandercharismatiker nicht als die Normalrepräsentanten der messianischen Gesellschaft bezeichnen. Eher waren sie ihre Außenseiter.

Doch als solche lebten sie auch wieder in der Weise, wie sie miteinander umgingen, von den Bedingungen ihrer Sondersituation her besonders deutlich die Prinzipien der neuen Gesellschaft Gottes, zeigten besonders deutlich die Aufhebung der Merkmale der Gesellschaft der alten Welt auf. Deshalb allein war auch ihr Verkündigungswort wirksam und wurde von Zeichen begleitet. Es war doppelt durch Leben gedeckt: Durch den Verzicht auf die in Besitz, Familie und Heimat eingebettete menschliche Normalexistenz und durch die radikale Annahme der Gottes Herrschaft in der Brüderschaft der eigenen Gruppen.

Wenn wir in dieses Charisma eintreten wollen, können wir nicht darauf verzichten, ebenfalls „Jüngerkreis“ zu sein. Gott sei Dank tritt heute die Vorstellung vom Jesuiten als dem apostolischen „Einzelkämpfer“ bei uns und bei den anderen Christen immer mehr in den Hintergrund. Doch hat das Wort „apostolische Kommunität“ unter uns bei weitem noch nicht den Klang, den es verdient.

Erst wenn wir Gottes Angebot an uns, heute mögliche Verwirklichung des Jüngerkreises Jesu zu sein, voll ergreifen und wenn das, was dann möglich ist, auch für die seßhafte Kirche sichtbar wird, können wir im Sinne des Evangeliums für den Papst eine „Herausforderung“ darstellen. Erst im Hinblick auf eine solche in uns sichtbar werdende reichere Wirklichkeit läßt sich auch sinnvoll über die weitere Frage nachdenken: Wie, wenn die Wanderapostel sich nicht mehr verstanden fühlen, ja wenn es zu Konflikten zwischen den Wandercharismatikern und den Ortskirchen und ihren hierarchischen Spitzen kommt?

In der Kirche Gottes müssen Konflikte anders getragen werden als in den Gesellschaften der Welt. In Got-

tes Gemeinde kann man die volle Wahrheit übereinander ertragen. Es gibt dort nichts, was nicht verziehen werden könnte. Jeder denkt vom andern und dessen Chancen, nicht von sich und den eigenen Rechten her. Wenn wir wirklich Jüngerkreis sind, dann prägt uns solches im eigenen Umgang miteinander, und allein dann sollten wir fähig sein, auch in schwierigen Situationen mit den Gemeinden Gottes und ihren Leitern richtig zu verkehren.

Und selbst Gemeinden, die wieder in die Muster der alten Gesellschaft zurückgesunken sind, selbst Bischöfe und Päpste, die das nicht mehr leben, was sie verkünden, und die Kirche beherrschen, als wäre sie ein Staat oder ein Industriekomplex, haben nur eine einzige wirkliche Chance: Daß es in denen, mit denen sie zu tun haben und vielleicht auch in Streit geraten, anders aussieht; daß ein ihnen begegnender „Jüngerkreis“ sie an das erinnert, was sie ja auch einmal wollten, und daß er sie so von neuem herausfordert.

Wenn der Papst uns nicht zu brauchen scheint oder wenn er zwar einzelne von uns braucht, sie aber dann der Wanderexistenz entzieht und als Bischöfe in die Ortskirche vermauert, dann müssen wir uns fragen, ob wir denn brauchbar sind, ob wir ihn denn als im Glanz des Evangeliums strahlender Jüngerkreis Jesu dazu reizen, uns auf die sachgemäße Weise zum Werk der Verkündigung zu senden.

Es kommt alles darauf an, daß wir der Frage nach unserem besonderen Verhältnis zu Ortskirche und Papst erlauben, derart zu uns zurückzukehren und zu einer Frage an uns selbst zu werden. Und das muß bleibend so sein als nie verstummender Anruf zur eigenen Umkehr. Nur innerhalb dieser bleibenden Anfrage an uns selbst darf dann auch ein unterscheidender Blick auf den Partner in diesem



besonderen Verhältnis getan werden. Auch dieser Blick kann sich allerdings von jeder Illusion dispensieren. Die Evangelien führen uns auch hier zu einer geradezu bestürzenden Wahrhaftigkeit.

Wenn nämlich während des Lebens Jesu von der Idee einer Kirchengründung deshalb keine Rede sein konnte, weil es die Jesus zugeordnete Kirche in der damals angemessenen Gestalt, als Gottesvolk Israel, längst gab, dann ist ja in den evangelischen Erzählungen und den dort aufgezeichneten Jesusworten eine erschreckende Möglichkeit vorentworfen. Es ist die Möglichkeit, daß die christliche Kirche und ihre Leiter auf ihre Wandercharismatiker nicht hören wollen, daß sie ihnen lästig sind, daß sie sie ausstoßen und verfolgen.

Denn Jesus und seine Jünger wurden durch das damalige Israel abgelehnt, verfolgt, ja getötet. Die Autoritäten, die Jesus hinrichten ließen und später auch seine Jünger einkerkerten, auspeitschten, aus Jerusalem vertrieben und töteten, waren die Hierarchen der Kirche von damals, deren alten Glanz zu erneuern Jesus und die Jünger durchs Land wanderten. Selbst wenn wir als Unterschied zu damals einsetzen, daß die dann von Jesus her lebende Kirche durch den ihr ständig gegebenen Geist nie ganz aus der Wahrheit und der Treue herausfallen wird und die Pforten der Unterwelt sie nie verschlingen werden, sagt das nichts über die Möglichkeiten des Abfalls noch innerhalb dieser Verheißung.

Das kann es also geben: daß die Kirche die, die ihr das Leben vermitteln sollten, hindert, ja tötet. Unser Orden hat eine Geschichte hinter sich, in der die Hierarchie der Kirche ihn schon einmal ausgelöscht hat, und dabei hat es großes Leid und auch Tote gegeben. Wir müssen vom Evangelium her solchem als einer inneren Möglichkeit

unseres besonderen Verhältnisses zur Kirche ins Auge blicken.

Dann kann man auch im Evangelium Weisung empfangen, wie man sich verhalten soll. Sie findet sich zum Beispiel in der Bergpredigt. Diese fordert dazu auf, keinen Widerstand zu leisten und die „Feinde“ zu lieben und für sie zu beten.

Wir kennen diese Weisung natürlich. Aber durch eingeschliffene Verstehensgewohnheit hören wir eine allgemeingültige Maxime heraus, die für uns ortlos und unreal ist. Doch hat die exegetische Analyse gerade in neuerer Zeit gezeigt, daß zwar jeder mögliche „Feind“ gemeint sein kann, doch vor allem der persönliche Gegenspieler innerhalb der eigenen Lebenswelt ins Auge gefaßt ist. Eher also der Feind „in Israel“ als der „Feind Israels“. Jesus selbst hat seine Weisung zum Widerstandsverzicht und zur Feindesliebe gelebt gegenüber den Autoritäten Israels, also „seiner“ Kirche.

In unserem Falle würde Widerstandsverzicht bedeuten, daß wir den Gehorsam gegenüber der jeweiligen Sendung, die Zusammenarbeit und auch die Treue im Mitdenken und öffentlichen Eintreten für die Kirche durchhalten. Feindesliebe bedeutet darüber hinaus, alles überhaupt in den eigenen Kräften Stehende zu tun, um aus dem zum Verfolger gewordenen Bruder wieder einen wirklichen Bruder zu machen. Feindesliebe kann ihrer Absicht nach immer nur eine unvollkommene Vorstufe der Bruderliebe sein. Denn volle Liebe ist gegenseitig. Feindesliebe ist das alle Mittel einsetzende einseitige Bemühen um die Herbeiführung der Gegenseitigkeit. Deshalb ist die Feindesliebe – und das steht keineswegs im Gegensatz zum Widerstandsverzicht – durchaus Belästigung und Beunruhigung des Bruders, den man gewinnen

möchte. Er soll ja aus einer falschen Haltung herausgeholt werden. Dazu muß die Wahrheit aufgedeckt werden. Jesus führt das exemplarisch vor in der Rede gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer: Ihr Heuchler, ihr Söhne von Prophetenmördern! Unter Umständen muß dem Bruder auch das Gericht angedroht werden: Sodom wird es an jenem Tag nicht so schlimm ergehen wie dieser Stadt! Das Gebet für Verfolger ist selbstverständlich Bitte um ihre Bekehrung.

Wir dürfen diese Möglichkeit des Lebens, in das wir berufen wurden, nicht verdrängen.

Ignatius von Loyola hat die wirkliche mystische Sicherheit über den Weg, den er und seine Gefährten eingeschlagen hatten, offenbar erst in der Vision von La Storta empfangen, wo Gott ihn seinem kreuztragenden Sohn zugesellte und sagte: „Ich werde in Rom mit euch sein.“ Damals war zwar das von den Gefährten gelobte Jahr des Wartens auf ein Schiff, das sie ins Heilige Land bringen würde, noch nicht abgelaufen. Aber wegen des Türkenkrieges war schon ziemlich sicher, daß sie kein Schiff finden würden und infolgedessen die Alternative ihres Gelübdes in Kraft treten würde: In kurzer Zeit würden sie sich dem Papst zur Verfügung stellen. Ein Grund, den wir nicht kennen, hatte Ignatius mit zwei Gefährten sogar schon vorzeitig auf den Weg nach Rom gebracht, und sie konnten, nun kurz vor Rom angekommen, wohl kaum an anderes denken als an ihr Gelübde. Doch wie Ignatius seine innere Erfahrung, vom Vater dem Sohne zugesellt zu sein, konkret deutete, dürften die Worte zeigen, die er nach der Biographie des Ribadeneira unmittelbar nach der Vision zu seinen beiden Gefährten sprach: „Meine Brüder, ich weiß es nicht, wie Gott über uns verfügen wird: ob er will, daß wir am Kreuz sterben oder zerstück-

kelt auf einem Rad oder auf eine andere Weise; aber was auch immer sich ereignen wird, wir werden Jesus Christus haben als einen, der uns zugewandt ist“ (Vida del padre Ignacio de Loyola II, 11). In der Tat hatte Ignatius gerade erst einen Inquisitionsprozeß in Venedig hinter sich, und ein neuer in Rom stand in wenigen Monaten bevor, noch ehe es den Gefährten möglich sein sollte, sich faktisch dem Papst zur Verfügung zu stellen. Ignatius hat immer in seinem Leben mit Verfolgung durch die Kirche gerechnet, und er hat sie auch genügend zu verkosten bekommen.

Ich möchte hinzufügen, daß ich die Schwierigkeiten, die es in diesen Jahren zwischen dem Papst und unserem Orden gibt, nicht in diesen Zusammenhängen einordnen würde. Eher wären einige Spannungen geringeren Ausmaßes zu nennen, vor allem in der dritten Welt. Im übrigen müssen wir uns eher fragen, ob wir nicht deshalb auch in der Kirche so sehr im Frieden leben, weil unser Charisma so blaß und saftlos geworden ist.

Und damit fallen wir, nachdem durchaus nicht verschwiegen worden ist, was vom Evangelium her mitgedacht werden muß, zurück auf die Notwendigkeit der eigenen Besinnung und Bekehrung. Das muß stets das Erste und Umfassende sein.

Wenn schon Gregor der Große klagte, daß er vor lauter Administration die Verkündigung des Wortes Gottes vernachlässigen müsse – was gilt dann erst von den Päpsten und Bischöfen unserer Zeit, die einen so umfangreichen Apparat verwalten müssen. Wer hätte es nötiger als sie, daß sich ihnen Menschen anbieten, die die andere, nicht ortsgebundene, nicht organisatorische und administrative Seite der Kirche darstellen, ohne die die Kirche als ganze gar nicht leben kann? Es ist doch die Seite, auf der auch

Jesus und seine Apostel im Ganzen des damaligen Gottesvolkes standen.

Wenn unser jetziger Papst, wie man ihm vorwirft, die vatikanische Büroarbeit vernachlässigt und den paradoxen Versuch macht, die Kirche „vom Papst-Mobil aus“ zu regieren (FAZ vom 16. April 1981) – ist das nicht vielleicht ein sich selbst nicht ganz begreifendes Neuaufleben der alten wandercharismatischen Unruhe seines Vorgängers Simon Petrus? So brauchen wir keine Angst zu haben, daß es in der Kirche keinen Sinn mehr für das alte Wanderapostolat gebe. Sie braucht es, und der Geist schafft es in ihr immer neu.

# Nachweise

## *Die unerfüllten Prophezeiungen (Seite 11–25)*

Die unerfüllten Prophezeiungen. Von den Hoffnungen des Alten Testaments und ihrer Geltung für die Christen. In: Orientierung. Katholische Blätter für weltanschauliche Information (Zürich) 45 (1981) 255–258.

## *Der Wille Gottes (Seite 26–63)*

Unveröffentlicht.

## *Die richtige Gesellschaft (Seite 64–90)*

Unveröffentlicht.

## *Die davidische Versuchung (Seite 91–111)*

Die davidische Versuchung der Kirche. Zur Vereinnahmung des Alten Testaments für staatskirchliche und sakralstaatliche Leitbilder. In: Orientierung. Katholische Blätter für weltanschauliche Information (Zürich) 42 (1978) 80–84.

## *Der Weg aus der Gewalt (Seite 112–135)*

Unveröffentlicht.

## *Die Priester und die Gerechtigkeit (Seite 136–157)*

Der Priester und die Gerechtigkeit in der Welt. In: Geist und Leben 54 (1981) 323–337.

## *Die Enkel der Wanderapostel (Seite 158–186)*

Die Enkel der Wanderapostel in einer administrierten Kirche. In: „Sentire cum ecclesia“. Das besondere Verhältnis der Gesellschaft Jesu zu Papst und Kirche. Ordensinterner Privatdruck (1981).